

Pfingsten 1937

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 20

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und darauf fangen wir an, das ist einfach.“ Aber Jo hatte nicht mit den Hunderten von Eingeladenen gerechnet, die aus der Nähe und der Ferne kommen würden, denn die Bälle von Baldingen waren berühmt, und wer nicht mußte, blieb nicht zu Hause. Und nun gar ein Sommer-Maskenball! Aller weiße Krepp, der sich in dem Riesendorf aufhielt, aufgehalten hatte, war ausverkauft. Zwei Tage mußte man warten, dann war er wieder in Fülle vorhanden. Inzwischen konnte man ja Ideen sammeln, oder Muster zeichnen, wenn die Idee geboren war.

Die ganze Industrie weit im Lande herum war eingeladen, die gesamte Ärzteschaft mit ihren Damen, die Juristen, die bekannten Kaufleute, die Studenten, die ja von der Universität nicht weit nach Hause zu fahren hatten, alles, alles mochte kommen. Nur die Theologie war ausgeschlossen, und das war ihr freier Wille. Sie durften aber auf der breiten Galerie des Kasinoalles auf die andern herabsehen. Doch ihre Töchter sollten nicht fehlen. So war auch Anna-Maria, die man sonst nirgends sah, eingeladen worden.

Also mit dem Krepppapier war es für heute nichts. Auch die Bleistifte schwänden dahin, das farbige Papier steige im Preise und Radiergummi sei so viel verlangt worden, wie sonst in Jahren nicht. Wo zwei sich begegneten, sprach man vom weißen Ball. Jeder suchte hinter das Geheimnis des andern zu kommen. Keiner verriet sein eigenes. Die besten Freundinnen mieden einander, denn wie leicht konnte man sich beim Plaudern verraten.

Zwischen den Geschlechtern wurde hin- und hertelephoniert, ja telegraphiert, wie sonst nur in Zeiten allergrößter Feste. Oder bei Unglücksfällen (in der Liebe), und ein unhörbares Wispern flog über die roten Dächer Baldingens. Mütter saßen allein in ihren Zimmern, denn in den Mädchenstuben arbeiteten ihre Töchter und hatten den Riegel vorgeschoben, nähten, schnitten zu, probten, und in der Stadtbibliothek waren Werke über Sitten, Gebräuche, Kostüme überhaupt nicht mehr zu bekommen. Die Schneider und Schneiderinnen, die in dieser Epoche arbeitslos waren, beschloßen, wenigstens den Ball von der obern Galerie aus mitzumachen, um möglicherweise Humoristisches oder Pikantes für die Frühlingmaskenbälle zu erlaufen.

In Anna-Marias schneeweißem Stübchen — dem richtigen Ort, um sich für einen weißen Ball vorzubereiten — saßen Besitzerin und Gast und dachten nach. Sie waren noch immer nicht am Ende ihrer Beratungen angelangt. Die Parole war ausgegeben worden, die Dame und ihr Kavaliere möchten gemeinsam ihre Kostüme wählen. Wer aber noch gar nicht wußte, wer der Partner sein würde? Wen noch gar niemand angefragt hatte, oder wer noch keine Antwort erhalten hatte? Weder Anna-Maria noch Jorinde waren ihrer Sache sicher. Noch war weder ein Brief, noch ein Besuch gekommen. Da hatten es die öffentlichen oder geheimen Liebespaare besser. Die wußten, was sie wollten. Die waren selig und benutzten jede Gelegenheit, um sich über das Kostüm zu beraten.

Je näher der Tag herankam, je lebendiger wurde es in den Straßen, wo hastig mit Paketen herumgelaufen wurde. An den Haustüren standen junge Herren und begehrten Einlaß. Und in den guten Stuben saßen sie und brachten ihr Anliegen vor. Junge Damen übten die Verbeugungen, die sie würden vollbringen müssen, und die Coiffeurläden waren überfüllt. Der helle Schein, den die Verliebten um den Kopf trugen, wurde heller und deutlicher, und mit dem Verbergen wurde es schwierig, denn der Schein verriet sie alsobald.

Fortsetzung folgt.

Pfingsten 1937

Die Natur steht im Brautschmuck; vom Wiesenrain leuchtet es gelb und weiß, im Dornhang blühen die Weilchen. Die Menschen aber sind friedlos und gedrückt wie damals, als die ersten Christengläubigen beisammensaßen und das Pfingstwunder erlebten.

Damals gärte es unter den Völkern, die das römische Joch trugen. Die Juden hatten eben den Messias gekreuzigt, den falschen und betrügerischen, wie sie meinten. Denn dieser Christus wollte das Volk von den nationalen Zielen des Judentums wegführen und für ein imaginäres Gottesreich verpflichten, bei dem vom Herrschertum der Juden nicht die Rede war. Und just an dieses Gottesreich glaubten die zu Pfingsten von damals Versammelten, an denen sich das Flammenwunder vollzog. Tausende ließen sich daraufhin taufen. Aber mehr noch waren der Zweifler und Spötter, die dem Geschehen jenes Tages verständnislos gegenüber standen. Die jammerten: was soll das werden! Oder spotteten: Sie sind voll süßen Weines! Das Judentum beharrte in seiner nationalen Verstocktheit und ging daran zugrunde.

Auch heute sind die Völker rings um das Mittelmeer — nein, nicht nur die — sind alle Völker unwillige Jochträger. Alle hegen sie irgend eine Messias Hoffnung in sich. Die einen haben vom alten Judentum den Welt Herrschaftstraum übernommen. Sie — die Deutschen — entnehmen die Verheißung dazu aus einer konstruierten Rassenlehre. Die andern — die Italiener — glauben, den durch die Geschichte abgebrochenen Faden des alten römischen Imperiums wieder aufnehmen zu müssen. Die Japaner von gestern glaubten die Zeit gekommen zur Errichtung eines fernöstlichen Weltreiches unter ihrer Führung. Das heutige Japan ist dieser Zielsehung gegenüber skeptisch geworden. Auch der sowjetrussische Weltrevolutionstraum ist ausgeträumt. Er hat einem realpolitischen Nationalismus Platz gemacht. Und eben hat in London das britische Imperium demonstrativ seinen Willen bekundet, stark und mächtig bleiben zu wollen. Eine Warnung an die Totengräber dieses Imperiums. Ob sie gehört wird?

Nationalismen und Imperialismen um und um! Aber auch — und vielleicht gerade deswegen — Sehnsucht der Völker und der Menschen nach Frieden. Dem wahren Frieden — nicht dem faulen, der jedem Kriege folgt. Nein, nach dem Frieden mit dem Mitmenschen, mit dem Nächsten und damit mit sich selbst. Daß dieser Friede nur möglich ist auf dem Wege des sozialen Ausgleiches, des gerechten Lohnes für die Arbeit, des gleichen Rechtes für alle, das ist die Erkenntnis, die heute jedem Denken den sich aufdrängt. Und auch die Erkenntnis drängt sich ihm auf — dem Pfingstgläubigen sei es mit Nachdruck gesagt —, daß wir nicht mit den Händen im Schoß auf den Pfingstgeist von oben warten dürfen. Auf die mystische Erneuerung und Befehrung der Menschen von innen her, die dann alle Friedensfragen von selbst lösen werde. Gewiß, es braucht diese Erneuerung und Befehrung für alle, die pessimistisch und mutlos das Weltgeschehen über sich ergehen lassen und den Glauben an die Vernunft und das Gute nicht mehr aufbringen können. Die vielmehr glauben, die Menschen seien grundsätzlich und verdorben und Europa sei mit seinen Völkern dem Untergang geweiht. Und die weiter glauben, man könne eine unbequeme Idee mit Gewalt unterdrücken und aus der Welt schaffen. Ihnen ist die Gläubigkeit und der Optimismus jenes kleinen Häufleins zu wünschen, das die Verheißung des Gottesreiches, in dem es weder Reiche noch Arme, weder Gewalt noch Unrecht gibt, zu den spätern Geschlechtern weiter trug trotz Verfolgung und Tod.

Gewiß, es braucht dieses Zurückgehen auf die Befinnung der Archisten, auf ihren unerschütterlichen Glauben an die Vaterliebe Gottes und an den Endsieg des Gottesreiches. Aber diese Erkenntnis entbindet nicht von der Pflicht, den Weg zu suchen, den die Völker zu gehen haben, wenn sie im Frieden

bestehen wollen. Jeder hat als Glied seines Volkes Anteil an den nationalen Aufgaben, die diesem seinem Volke gestellt sind. Darum muß er sich für die Kräfte entscheiden, die den innern Frieden der Nation aufbauen und erhalten wollen.

Welches diese Kräfte sind, sagt ihm kein besseres Selbst. Daß das nicht der Alkohol und seine Einflüsse in der Politik, daß es nicht das Raffkapital mit seinen Ansprüchen auf die Wirtschaftsführung, daß es nicht die Macht- und Sesselpolitiker aller Parteirichtungen sind, das sagt ihm die Ueberlegung und die Erfahrung.

Wie er sich aber zu verhalten hat dem erkannten Guten gegenüber, das lehrt er aus der Pfingstgeschichte. Sicher nicht wie die Zweifler und Spötter, miewohl er sich bei ihnen in der sichern Obhut der Mehrheit befände. Nein, bei der kleinen Minderheit der Gläubigen, der Entschiedenen und Einsatzbereiten muß er stehen, soll nach Pfingsten 1937 die Welt friedvoller und schöner werden.

H. B.

* * *

Dienst am Kunden

Pfingsterzählung von Herbert Steinmann. (Nachdruck verboten.)

Die Straßenbahn rollte durch den Wald. Sie war bis auf den letzten Platz besetzt. Kein Wunder an solch schönem Pfingstmorgen. Ueberall frohe, erwartungsvolle Gesichter, helle Kleider, Vorratskoffer, Schnittenpakete.

„Ting-ting!“ machte die Glocke.

Schaffner Peter Burg klingelte die letzte Haltestelle vor dem Endziel ab. Ein artistisches Kunststück in dem Gedränge. Der junge blonde Straßenbahner ließ das nette und zuvorkommende Lächeln trotz Sturm und Drang nicht von seinen Lippen. Aber in den Augen, deren Blicke bald den grünen Wald, bald die festlich gekleideten Menschen streifte, lag ein verborgener tiefer Ernst und — ein ganz klein wenig Sehnsucht.

„Hier noch jemand nicht abgefertigt?“ fragte Peter gewohnheitsmäßig.

Dann kam die Endhaltestelle.

„Alpenblick! Alles aussteigen!“ rief Peter, und schwang sich vom Trittbrett. Hier und da mußte er einer älteren Dame, einem Kind beim Aussteigen helfen. Er tat es flink und lächelnd.

Die Pfingstausflügler strömten in den Wald.

Peter ging nach vorne, zum Wagenführer, der schon auf einer Bank saß und kräftig in die erste Stulle biß.

Peter „frühstückte“ eine Zigarette.

„Warum fährt denn Opiz heute nicht“, wollte der Kamerad wissen, „er stand doch auf dem Dienstplan für den ersten Feiertag!“

Der Schaffner machte eine kurze Handbewegung. Nicht so wichtig, sollte das sagen.

„Ich hab' mit ihm getauscht für einen Wochentag“, sagte er, „Opiz hat da 'ne Familienfeier. Sein ältestes Mädchel verlobt sich heute. Na, und da muß er doch im Kreise seiner Familie sein!“

„Bist doch ein anständiger Kerl, Peter!“ lobte der Wagenführer, „bist bloß so sehr still, seitdem die Erna den Polizeiwachtmeister Schmuß genommen hat, statt dich!“

Peter trat den Stummel seiner Zigarette aus.

„Ich komm' eben immer noch nicht ganz drüber weg!“ knurrte er, „Feiertage sind mir darum ein Greuel. Wenn ich morgen schon an den Zweiten denken — na, da werde ich mich daheim eben mal gründlich ausschlafen, und nachher lesen — da geht der Tag auch rum! Die Mädchels können mir gestohlen bleiben!“

Der Wagenführer wollte noch etwas erwidern, aber ein Blick auf die Uhr ließ ihn davon abkommen.

„Wir müssen gleich fahren, Peter!“

„Na, denn los — immer Dienst am Kunden!“

Ting-ting machte die Glocke.

Als es dann wieder nach einiger Zeit zur neuen Fahrt gen Alpenblick ging, hatte Peter den Wagen wo möglich noch voller als zuvor.

Nur mühsam konnte er sich durch die Menge der Fahrgäste winden.

„Jemand noch nicht abgefertigt!“

Sein Blick ging ringsum. Dann fiel er auf eine junge, braunhaarige Dame, die in ihrem bunten Kleidchen sehr vorteilhaft ausgesehen hätte, wenn nicht eben unter dem Blick des Schaffners ihr Gesicht blutrot und sehr reuevoll ausgesehen hätte. Unsicher zitterten ihre Lippen.

„Na, meine Dame — —?“ fragte Peter halblaut, denn nun mußte Peter es ganz genau, daß dieses Mädchel schon eine Reihe von Haltestellen mitfuhr und noch nicht bezahlt hatte.

Da kam ihre Flüsterstimme.

„Ach, Herr Schaffner“, raunte sie und der Blick ihrer blauen Augen war ängstlich auf ihn gerichtet, „ich habe die Zeit ver schlafen, und der Herr war schon weg, mit dem ich mich verabredet hatte, und nun, nun habe ich mein Portemonnaie in der Eile auch noch zu Hause gelassen, ach, und werde sicher schon ausgeschimpft!“ Peter zog die Stirn kraus und sah seine Kundin strafend an. Sagen durfte er ja eigentlich nur dienstlich was. Aber undienstlich dachte er. Ja, so sind die Frauen, Verabredungen veräumen, zu spät kommen, Geld vergessen, — ja so sind sie, sie machen nur Schwierigkeiten!

Aber da mußte er plötzlich lächeln.

Denn dieses Gesichtchen da sah so komisch betrübt aus, und die Stimme fragte halb zwischen Lachen und Weinen:

„Ach, lassen Sie mich doch mitfahren, Herr Schaffner!“

Irgendwo kicherte man schon. Peter faßte einen schnellen Entschluß. Er griff zum Block und lochte einen Fahrchein.

„Hier — ich lege das Fahrgeld für Sie aus, Fräulein!“

Er hielt ihr das Billett hin. Sie strahlte über das ganze Gesicht, so wie die Sonne durch Regenwolken bricht.

„Oh, wie lieb von Ihnen, Herr Schaffner!“

Peter wehrte sich gegen die Weichheit dieser Stimme.

„Dienst am Kunden, mein Fräulein“, knurrte er.

„Und — und —“, fragte sie, „wohin darf ich Ihnen das Fahrgeld übermitteln?“

Als er schwieg und verbissen Fahrcheine verteilte, spielte sie einen Trumpf aus.

„Aber bitte, ich will doch nicht in Ihrer Schuld bleiben!“

„Na, schön — Peter Burg, Dormweg 17 a bei Frau Hofmann! Aber es ist sich nicht der Mühe wert!“

Dann mußte er die nächste Haltestelle ausrufen.

Endlich wurde auch das Endziel am Alpenblick wieder erreicht.

Wohlwollend sah Peter dem unbekanntem Mädchen mit dem geborgten Fahrchein nach — und seufzte dabei ein wenig. Eigentlich war es schade.

Dann zuckte er zusammen. Unweit der Haltestelle war die Gestalt eines Polizeiwachtmeisters aufgetaucht, der Sonntagsuniform trug. Mit raschen Schritten ging er auf das Mädchen zu. Jetzt reichten sie sich die Hände — und der Mann der Polizei sprach sehr eindringlich auf das Mädchen ein.

Jetzt kriegt sie ihre „Abreibung“ die Kleine, dachte er. Er kraufte unmutig die Stirn. Er hatte nichts gegen die Polizei, nein durchaus nicht, — die Beamten hatten einen sehr schweren verantwortungsvollen Dienst. Aber, zum Donnerwetter, warum alle Polizisten immer gerade denselben Geschmack haben mußten, wie er, das verärgerte ihn ein wenig.

Dann machte er kehrt und ging zum Kameraden Wagenführer.

Peter, du bist ein Rieseneasel, dachte er. — — —

Der zweite Feiertag begann für Peter, so, wie er es sich vorgenommen hatte. Nach der gestrigen Enttäuschung — verflücht was ging ihn eigentlich diese braunhaarige „Kundin“ an, hatte er noch weniger Lust unter Menschen zu gehen als sonst.

So trank er denn geruhfam Kaffee, stürzte sich in die Lektüre der gestrigen Zeitungen, die er noch nicht gelesen hatte,